

Unverkäufliche Leseprobe



Heinrich August Winkler
Warum es so gekommen ist
Erinnerungen eines Historikers

2025. 287 S., mit 29 Abbildungen auf Tafeln
ISBN 978-3-406-83631-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38770023>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

HEINRICH AUGUST WINKLER

Warum es so
gekommen ist

HEINRICH AUGUST WINKLER

Warum es so
gekommen ist

ERINNERUNGEN
EINES HISTORIKERS

C.H.BECK

Mit 27 Abbildungen auf Tafeln

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: ullstein bild, Berlin

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83631 2



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Für Dörte

Inhalt

Vorwort	11
1. Warum ich Historiker wurde.	
Geschichte in praktischer Forschungsabsicht	15
Prägungen	15
Von Berlin nach Freiburg: Lehrerfahrungen und Forschungs- schwerpunkte	31
Professor an der Humboldt-Universität: Der Westen wird zu meinem Leitthema	40
2. Politische Interventionen und Kontroversen	53
Von Königsberg nach Ulm: Erinnerungen an Krieg und Nachkriegszeit	53
Von der CDU zur SPD: Erfahrungen aus drei Jahrzehnten . . .	68
Folgen einer friedlichen Revolution: Berlin in den 1990er Jahren	76
Was alles strittig war: Innenpolitische Kontroversen	84
Rot-Grün an der Macht: Die Anfänge der Berliner Republik und das Echo des «Langen Wegs nach Westen»	97
Beitritt oder Partnerschaft? Die Türkeifrage	114
Am Anfang war ein Glaube: Die Entstehung meiner «Geschichte des Westens»	128

Beginn einer Zeitenwende: Putin beendet die Nach-Kalte- Kriegszeit	145
Gegen ein deutsches Moralmonopol: Die Flüchtlingskrise von 2015/16	151
Es bleibt beim Staatenverbund: Meine Selbstrevision in Sachen Europa	160
Abschied von deutschen Illusionen: Der Ukraine- und der Nahostkrieg	169
3. Begegnungen und Erlebnisse	183
Zeugen ihrer Zeit: Wie kam es zu 1933?	183
Zaungast der Primaries: Die USA im Sommer 1968	194
Das andere Deutschland: Neun Wochen in der DDR	198
Polen: Ein Land im Umbruch	202
Spurensuche in Kaliningrad: Ein Besuch im einstigen Königsberg	206
Eindrücke von drei Jahrhundertgestalten: Churchill, de Gaulle, Adenauer	210
Gespräche mit deutschen Politikern: 1. Helmut Schmidt und Wolfgang Schäuble	213
Gespräche mit deutschen Politikern: 2. Walter Scheel und Hans Dietrich Genscher	220
Streitgespräche mit einem Freund: Bronisław Geremek, die Türkeifrage und der Irakkrieg	227
Drei große Intellektuelle: Reinhart Koselleck, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas	233
Fortschritt oder Verlust? Folgen der digitalen Revolution	264

Epilog	267
Dank	271
Anhang	
Abkürzungsverzeichnis	273
Bildnachweis	277
Personenverzeichnis	278

Vorwort

Was ich in diesem Band vorlege, sind keine klassischen «Memoiren». Es sind drei Kapitel mit Rückblicken auf mein Leben, von denen jedes einen eigenen Schwerpunkt hat. Am Anfang des Buches stand eine Anfrage. Im April 2022 erhielt ich einen Brief meiner Historikerkollegen Christof Dipper und Heinz Duchhardt. Sie informierten mich über ihr Vorhaben, einen Band unter dem Arbeitstitel «Historiker im Selbstportrait: Autobiographische Zeugnisse der Geschichtswissenschaft in Deutschland» zusammenzustellen. Dazu sollten Historiker beitragen, die zwischen den ausgehenden 1920er Jahren und dem Jahr 1942 geboren wurden. Ich ging gern auf die Bitte ein, mich an dem Projekt zu beteiligen, und legte den Herausgebern im September 2022 das Ergebnis vor. Der von Dipper und Duchhardt herausgegebene Band ist im Frühjahr 2024 unter dem Titel «Generation im Aufbruch. Die Geschichtswissenschaft im Spiegel autobiographischer Porträts» erschienen.

Eine erweiterte Fassung dieses Beitrags bildet das erste Kapitel meines Buches. Es ist gewissermaßen ein erster Durchgang durch mein Leben: eine Skizze, in der, dem Zweck des Sammelbandes entsprechend, mein wissenschaftlicher Werdegang und meine Tätigkeit als akademischer Lehrer und Forscher im Vordergrund stehen. Anderes trat notwendigerweise in den Hintergrund: etwa meine persönlichen Erinnerungen an meine ostpreußische Heimat, an die End-

phase des Zweiten Weltkriegs und die Nachkriegszeit, meine ersten Gehversuche in der politischen Bildungsarbeit und meine frühen Begegnungen mit Politikern, meine Ablösung von den konservativen Prägungen durch die Familie, der Austritt aus der CDU 1961 und der Eintritt in die SPD im Jahr darauf, meine publizistischen Interventionen und meine Rolle in einer Reihe von politischen Kontroversen, vor allem in der Zeit nach der Wiedervereinigung Deutschlands und meinem Wechsel von der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg an die Humboldt-Universität zu Berlin im Jahr 1991, meine Gespräche mit Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts, meine Eindrücke von Politikern und Intellektuellen, denen ich im Laufe meines Lebens begegnet bin.

Ich entschloss mich deshalb, es nicht bei dem Überblick über mein Historikerleben zu belassen, sondern ihn unter dem Titel «Geschichte in praktischer Forschungsabsicht» zum ersten Kapitel eines Erinnerungsbandes zu machen, der zwei weitere Kapitel enthält: «Politische Interventionen und Kontroversen» und «Begegnungen und Erlebnisse». Für die Zeit seit 1989 kann ich mich dabei auf fortlaufende Tagebuchaufzeichnungen stützen.

Dass das zweite und das dritte Kapitel sehr viel umfangreicher sind als das erste, bedeutet nicht, dass mir meine außerwissenschaftlichen Aktivitäten wichtiger gewesen wären als meine Arbeit in Lehre und Forschung. Vielmehr wird erst in diesen beiden Kapiteln deutlich, vor welchem zeitgeschichtlichen Hintergrund sich meine Themenwahl, meine Fragestellungen und historischen Urteilsmaßstäbe entwickelten, was ich als Echo auf meine Arbeiten erlebte, und, was den letzten Punkt angeht, vor allem *die* Bücher, mit denen ich über die Fachwelt hinaus ein breiteres, an Geschichte und Politik interessiertes Publikum erreichen wollte. Ich denke dabei besonders an die 1993 erschienene Geschichte der ersten deutschen Demokra-

tie, der Weimarer Republik, an die beiden Bände des «Langen Weges nach Westen», einer deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, aus dem Jahr 2000 und die vier Bände der «Geschichte des Westens», die ich zwischen 2009 und 2015 vorgelegt habe.

Das Stichwort politische Bildungsarbeit ist bereits gefallen. Letztlich waren alle meine Veröffentlichungen, und nicht nur die zur besonders gegenwartsnahen Geschichte, Versuche, zur politischen Aufklärung beizutragen. Die Frage, welchen Einfluss Geschichtsbilder auf die Politik der jeweiligen Zeit hatten, hat mich seit meinen Studententagen beschäftigt. Sie stellt sich auch heute, und das in allen Ländern und allen politischen Kulturen.

Im wiedervereinigten Deutschland werden wir tagtäglich mit der Tatsache konfrontiert, dass die Spaltung des Landes in zwei Staaten und zwei politische Kulturen Langzeitfolgen hat, die sich unter anderem im unterschiedlichen Wahlverhalten in Ost- und Westdeutschland zeigen. Von einer gesamtdeutschen politischen und Geschichtskultur sind wir noch weit entfernt. Vor allem im zweiten Kapitel dieses Buches gehe ich ausführlich auf diese Herausforderung an Politik und Wissenschaft ein.

Mein Buch erscheint zu einer Zeit, in der vieles von dem, was wir in den westlichen Demokratien nach den Umbrüchen und Aufbrüchen des 20. Jahrhunderts für unumstrittene Erkenntnisse und Errungenschaften hielten, nicht nur von außen, von autoritären oder neototalitären Mächten, sondern auch von innen, aus der Mitte der Gesellschaft heraus, in Frage gestellt wird.

In meiner «Geschichte des Westens» habe ich die Diskrepanzen zwischen dem normativen Projekt des Westens, also den politischen Konsequenzen der Aufklärung, und der politischen Praxis der westlichen Nationen herausgearbeitet, also die moralischen Ansprüche des Westens hinterfragt. Die Relativierung der allgemeinen Men-

schenrechte, der Herrschaft des Rechts, der Gewaltenteilung und der politischen Freiheit aber, die wir heute erleben, fordert, gleichviel ob sie in «postkolonialer» oder rechtspopulistischer Absicht erfolgt, zum Widerspruch heraus. Ich halte es für eine der vornehmsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft und besonders der Zeitgeschichte, die Erfahrungen des «Jahrhunderts der Extreme» lebendig zu erhalten und seine Lehren nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Von diesem praktischen Erkenntnisinteresse habe ich mich in meiner wissenschaftlichen und publizistischen Arbeit leiten lassen. Im Vorwort zum ersten Band meines «Langen Wegs nach Westen» habe ich das berühmte Wort Leopold von Ranke zitiert, der Historiker solle «bloß sagen, wie es eigentlich gewesen ist», und hinzugefügt, nach Hitler müsse die Frage wohl eher lauten, «warum es eigentlich so gekommen ist». Es ist die Frage, von der ich in allen meinen Schriften ausgegangen bin und auch in diesem Band ausgehe.

1. Warum ich Historiker wurde

Geschichte in praktischer Forschungsabsicht

Prägungen

Der Beruf des Historikers scheint mir, wie man so sagt, in die Wiege gelegt worden zu sein. Meine Eltern haben beide Geschichte studiert und in diesem Fach promoviert. Vom mütterlichen Zweig meiner Familie her bin ich sogar schon Historiker in der dritten Generation. Mein Großvater August Seraphim, der wie meine Großmutter mütterlicherseits aus einer baltendeutschen Familie stammt, hatte erst alte Sprachen, dann Geschichte studiert. Er war seit 1912 Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs Königsberg und an der dortigen Universität erst Privatdozent und dann von 1911 bis zu seinem Tod im Jahr 1924 außerordentlicher Professor für Geschichte Osteuropas und Altpreußens. Im Ersten Weltkrieg stand er an der Spitze der deutschen Schulverwaltung in Kurland und arbeitete im Einklang mit der deutschen Oberschicht auf die allmähliche Eindeutschung dieses baltischen Landes und seinen Anschluss an das Deutsche Reich hin. Ende August 1914, während der Schlacht bei Tannenberg, kam meine Mutter Brigitte Winkler, geborene Seraphim, in Königsberg zur Welt. 24 Jahre später, im Dezember 1938, wurde ich in der Stadt am Pregel geboren.

Mein Vater Theodor Winkler, 1904 in Meisdorf im östlichen Harzvorland geboren, entstammte einer vorwiegend in Mitteldeutschland beheimateten Pastorenfamilie. Er wuchs in Berlin auf, wo mein Großvater August Winkler seit 1907 evangelischer Pfarrer war. Durch sein Elternhaus ähnlich konservativ, deutschnational und preußisch geprägt wie meine Mutter durch das ihre, schloss er sich als Gymnasiast dem Wandervogel und während seines Geschichtsstudiums in Königsberg, wie seine Historikerkollegen Theodor Schieder und Werner Conze, der Gilde Hermann Balk, einer Gliederung der nationalistischen Deutschen Akademischen Gildenschaft, an. Als diese nach der «Machtergreifung» ihre Mitglieder aufforderte, sich der SA oder der SS anzuschließen, trat mein Vater im Juni 1933 der SA bei. Im Oktober 1934 schied er aus der SA «zur Wehrmacht» aus, was wohl bedeutet, dass er als Zeitfreiwilliger eine militärische Grundausbildung bei der Wehrmacht absolvierte. Im Unterschied zu den meisten seiner Gildenbrüder wurde er aber kein Mitglied der NSDAP.

1931 promovierte Theodor Winkler bei Hans Rothfels in Königsberg mit einer Arbeit über die Anfänge der kommunalen Selbstverwaltung in Preußen mit einer (mit «summa cum laude» bewerteten) Arbeit zum Dr. phil. Im Nachwort zu der 1936 erschienenen Buchfassung seiner Dissertation sprach er demonstrativ seinem «verehrten Doktorvater», der seiner jüdischen Herkunft wegen 1935 zwangsermeritiert worden war, seinen Dank aus. Es war, wie Rothfels 1957 im Geleitwort zur zweiten Auflage des Buches schrieb, ein Bekenntnis, das «durchaus Mut erforderte». Eine akademische Karriere war meinem Vater nicht beschieden. Als er im Dezember 1939 starb, war er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront in Berlin.

Nach dem Tod meines Vaters nahm meine Mutter ihr nach der

Eheschließung abgebrochenes Studium der Geschichte und der Musikwissenschaft an der Universität Königsberg wieder auf. 1943 promovierte sie bei Theodor Schieder mit einer Arbeit über das Verhältnis der preußischen Ostprovinzen zum Deutschen Bund zum Dr. phil. Im August 1944 erhielt sie die sehnlich erhoffte Genehmigung, das bedrohte Ostpreußen zu verlassen: Die Urspringschule bei Schelklingen am Fuß der Schwäbischen Alb, ein inzwischen verstaatlichtes ehemaliges evangelisches Internat, hatte sie gebeten, eine schwer erkrankte Lehrerin zu vertreten. Anders als der ältesten Schwester meiner Mutter, einer Bibliothekarin der Königsberger Universitätsbibliothek, blieb uns, das heißt meiner Mutter, ihrer Mutter und mir, die lebensgefährliche Flucht aus Ostpreußen im letzten Kriegswinter erspart. In Ursprung erlebten wir das Ende des Zweiten Weltkriegs in Gestalt des Einzugs der amerikanischen Truppen Ende April 1945. Meine Großmutter väterlicherseits, die das Kriegsende im Pfarrhaus ihres ältesten Sohnes in der Neumark überlebt hatte, starb wenige Wochen später in dem nunmehr polnischen Teil der ehemaligen Mark Brandenburg an Entkräftung. Mein Onkel (und Patenonkel) Martin Winkler, ein Mann der Bekennenden Kirche, begleitete als Seelsorger die Männer seiner Gemeinde 1945 freiwillig bei der Deportation in ein sowjetisches Arbeitslager, wo er noch im gleichen Jahr ums Leben kam; seine Familie fand 1946 im ostholsteinischen Preetz eine neue Heimat. Im zweiten Kapitel gehe ich etwas ausführlicher auf meine Erinnerungen an das Kriegsende ein.

Nach dem Abschluss ihrer Referendarausbildung unterrichtete meine Mutter, die als Nicht-Parteigenossin im Entnazifizierungsverfahren als «entlastet» eingestuft worden war, die Fächer Musik und Geschichte an der Mädchenoberschule, dem späteren Mädchengymnasium, in Ulm. Ebendort besuchte ich seit dem Herbst 1948, der Familientradition entsprechend, das altsprachliche Gymnasium,

das spätere Humboldt-Gymnasium. Ich denke dankbar an diese Zeit zurück und ganz besonders an einen Lehrer, den Historiker und Altphilologen Walter Reichle. Wie die meisten seiner Kollegen war er bei der Entnazifizierung als «Mitläufer» eingestuft worden. Er hatte mit einer Dissertation über den preußischen Kultusminister Heinrich von Mühler promoviert, ließ an seiner Verehrung für Bismarck keinen Zweifel aufkommen, machte aber, für bundesdeutsche Gymnasien der fünfziger Jahre wohl eher atypisch, auch keinen Bogen um die Zeit des Nationalsozialismus. In der Mittelstufe nahm er mit uns Schülern anhand der kurz zuvor publizierten Gerstein-Protokolle zur Massenvergasung die Vernichtung der europäischen Juden durch. 1954 hielt er auf einer öffentlichen Veranstaltung des Politischen Seminars der Ulmer Jugend, eines von 1954 bis 1956 von mir geleiteten überparteilichen Schülerarbeitskreises, eine Gedenkrede zum zehnten Jahrestag des Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944.

Das Politische Seminar der Ulmer Jugend verstand sich als Ergänzung des Gemeinschaftskundeunterrichts. Wir luden Politiker aller im Bundestag vertretenen Parteien, darunter auch Minister des zweiten Kabinetts Adenauer, zu Diskussionen nach Ulm ein und unternahmen Reisen zu Zentren des politischen Geschehens. In Bonn empfingen uns Bundestagspräsident Hermann Ehlers und Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard, der seit 1949 den Wahlkreis Ulm im Bundestag vertrat, in Berlin der Regierende Bürgermeister Otto Suhr. In Straßburg, dem Sitz der Beratenden Versammlung des Europarats, konnten wir mit den deutschen Abgeordneten Fritz Erler von der SPD und Hans-Joachim von Merkatz von der Deutschen Partei diskutieren, in Paris mit einem Vorkämpfer der europäischen Einigung, dem damaligen französischen Justizminister Robert Schuman. Das Politische Seminar der Ulmer Jugend erhielt

von ihm eine handschriftliche Widmung: «Meinen Gruß an alle Freunde Europas.»

Eine andere Ergänzung des Schulunterrichts waren Veranstaltungen der von Inge Aicher-Scholl, der älteren Schwester von Hans und Sophie Scholl, geleiteten Ulmer Volkshochschule. Gastredner waren dort neben anderen der Historiker und Jurist Erich Eyck, der unter Hitler nach England emigriert war, Autor einer kritischen Bismarck-Biographie wie einer zweibändigen Geschichte der Weimarer Republik, und der aus dem schwedischen Exil nach Deutschland zurückgekehrte, in Erlangen lehrende Professor für Religions- und Geistesgeschichte Hans-Joachim Schoeps. Er sprach in Ulm aber nicht über seine Lieblingsthemen, das «andere», das altkonservative Preußen oder die von ihm erstrebte neue Monarchie, sondern hielt eine höchst eindringliche Vorlesung über Leben und Werk Søren Kierkegaards. Außerdem hörte ich an der «VH» den baltendeutschen Dichter Werner Bergengruen, den Osteuropakenner Klaus Mehnert und den Kabarettisten Werner Finck, der wegen seiner mutigen Auftritte in der Berliner «Katakombe» in den ersten Jahren des «Dritten Reiches» berühmt war.

Während der letzten Schuljahre hatte ich geplant, Jura zu studieren. Ein Ereignis im letzten Jahr vor dem Abitur trug wesentlich dazu bei, dass ich mich schließlich doch für mein Lieblingsfach, die Geschichte, entschied: der 23. Deutsche Historikertag, der im September 1956 in Ulm stattfand und an dem auch die an Geschichte besonders interessierten Ulmer Gymnasiasten teilnehmen durften. Ich hatte zudem einen Presseausweis der «Ulmer Nachrichten» erhalten, für die ich über einige der dort gehaltenen Vorträge berichtete.

Zu den «Stars» des Kongresses gehörten der Soziologe Hans Freyer, in den Jahren der Weimarer Republik einer der prominentes-

ten Autoren der «Konservativen Revolution», und der Mediävist Hermann Heimpel. Viel beachtet wurden Auftritte von Historikern der DDR, die Freyer vorwarfen, er habe eine «Apotheose des Kapitalismus» geliefert. Der familiäre Hintergrund erleichterte es mir, mit manchen bekannten Fachvertretern, darunter Hans Rothfels, Theodor Schieder und Werner Conze, ins Gespräch zu kommen.

Rothfels war es 1939 gestattet worden, eine Einladung des St. John's College in Oxford anzunehmen und nach Großbritannien auszureisen. 1940 erhielt er eine Gastprofessur an der Brown University in Providence, Rhodes Island, in den USA, 1946 wechselte er auf einen Lehrstuhl in Chicago. 1951 nahm er einen Ruf nach Tübingen an, wo ich ihn durch Vermittlung meiner Mutter kennenlernte. Als ich ihn Anfang 1957 wegen meiner künftigen Studienfächer um Rat bat, riet er mir, meiner Neigung zu folgen und, so wie einst auch er, Geschichte mit Öffentlichem Recht zu verbinden. Nach dem Abitur, das ich im Februar 1957 ablegte, wurde ich auf Vorschlag des Humboldt-Gymnasiums und befürwortet vom Ulmer Oberbürgermeister Theodor Pfizer, in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen: ein Privileg, dem ich ein monatliches Büchergeld von 40 Mark, zahllose anregende Begegnungen und im Sommer 1959 die Teilnahme an einem Cours de vacances in Montpellier zwecks Verbesserung meiner Französischkenntnisse verdankte.

Das erste Studiensemester verbrachte ich, auch aufgrund von Eindrücken, die ich auf dem Ulmer Historikertag gewonnen hatte, im Sommer 1957 in Münster. Zu den Vorlesungen, die sich mir besonders einprägten, gehörten die des Mediävisten Herbert Grundmann, des Philosophen Joachim Ritter, des Juristen Harry Westermann und des schon erwähnten Soziologen Hans Freyer. Unter den Proseminaren fand ich besonders eindringlich das des Philosophen Ludger Oeing-Hanhoff über Heideggers «Was ist Metaphysik?» Da

ich im Aaseehaus-Kolleg wohnte, durfte ich dort auch an einem Tutorium über die Frühschriften von Karl Marx teilnehmen, das der junge Philosoph Ernst Tugendhat anbot. Auf Empfehlung von Rothfels hörte ich gelegentlich in eine Gastvorlesung von Eugen Rosenstock-Huussy hinein, der nach seiner Emigration aus Deutschland zuerst in Harvard, dann an einem kleinen College in Vermont lehrte. Doch erst vier Jahre später, 1961/62, erschloss sich mir die intellektuelle Brisanz der Rosenstock'schen Geschichtsdeutung: bei der Lektüre einer Nachkriegsausgabe seines erstmals 1931 erschienenen Buches über die europäischen Revolutionen.

Im Wintersemester 1957/58 wechselte ich nach Tübingen, wo ich mit einer kurzen Unterbrechung bis zu meiner Promotion im Sommer 1963 blieb. Die Ausnahme war das Wintersemester 1958/59, das ich in Heidelberg verbrachte, wo ich unter anderem Philosophie bei Dieter Henrich und, eher sporadisch, bei Karl Löwith sowie Wirtschaftstheorie bei Gottfried Eisermann und Verwaltungsrecht bei dem Carl-Schmitt-Schüler Ernst Forsthoff hörte. Werner Conze lehrte in diesem Semester nur zeitweise in Heidelberg. Die Tübinger Professoren, die mich besonders beeindruckten, waren, außer Rothfels, die Philosophen Walter Schulz und später, nach seinem Wechsel aus der DDR in die Bundesrepublik im Jahr 1961, Ernst Bloch, in Öffentlichem Recht Günter Dürig und Otto Bachof, der Althistoriker Karl Friedrich Stroheker und, last but not least, der junge Soziologe Ralf Dahrendorf, der im Sommersemester 1961 eine brillante Vorlesung über die «Soziologie der Revolution» hielt. Inspirierend fand ich das überlaufene Literaturcolloquium des Rhetorikprofessors Walter Jens und die Herodot-Vorlesung von Wolfgang Schadewaldt. Etwas enttäuscht war ich hingegen von den improvisierten Vorlesungen des Politikwissenschaftlers Theodor Eschenburg, dessen analytische Stärken sich eher in seinen Seminaren zeigten.

Bei Rothfels durfte ich, obwohl erst im zweiten Semester, im Winter 1957/58 sogleich an seinem Hauptseminar über Nationalitätenprobleme in der Revolution von 1848/49 teilnehmen. Das Proseminar in Neuester Geschichte absolvierte ich im gleichen Semester bei seinem eloquenten, auch politisch und publizistisch aktiven Assistenten Waldemar Besson. Erste Lehrerfahrungen konnte ich später als Tutor bei Rothfels' anderem Assistenten, Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, sammeln.

Nach der Rückkehr aus Heidelberg nahm mich Rothfels im Sommersemester 1959 in seine «Arbeitsgemeinschaft» auf. Zu dieser Runde zählten die beiden Assistenten, die Doktoranden, unter ihnen Hans Mommsen, und die Staatsexamenskandidaten des berühmten Professors, den wir intern ehrfürchtig nur den «Chef» nannten. Was mich an seiner Art, historisch zu denken, faszinierte, war seine strikt problemorientierte, antipositivistische, normative und dialektische Herangehensweise an das jeweilige Thema: Erkenntnis war ihm, wie allen meinen akademischen Anregern aus der älteren Generation, stets wichtiger als bloße Kenntnis.

Rothfels, Jahrgang 1891, seit einem Reitunfall im Ersten Weltkrieg infolge einer Beinamputation schwer gehbehindert, ein Schüler von Friedrich Meinecke und Hermann Oncken, war seit seiner Königsberger Zeit als Konservativer in der Tradition Bismarcks bekannt. In den letzten Jahren der Weimarer Republik soll er, wie man von seinen ehemaligen Königsberger Schülern hören konnte, mit den Volkskonservativen, einer vernunftrepublikanischen Abspaltung von den Deutschnationalen, sympathisiert haben. Dass er bei den Reichspräsidentenwahlen von 1932, um eine Wiederwahl Hindenburgs zu verhindern, im ersten Wahlgang für den Kandidaten des «Stahlhelm», Theodor Duesterberg, und im zweiten Wahlgang für Hitler gestimmt hat, geht aus einem Brief an seinen Freund und

Historikerkollegen Siegfried A. Kaehler hervor, über den Gerhard A. Ritter 2006 in einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Briefen von emigrierten Schülern Friedrich Meineckes berichtet hat.

Nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil, in dem er auch sein bekanntestes Buch, eine Abhandlung über den deutschen Widerstand gegen Hitler, verfasst und 1948 zunächst auf englisch veröffentlicht hatte, wirkte Rothfels' Konservativismus «westlich» geläutert. Als Mitbegründer der bundesdeutschen Zeitgeschichte erwarb er sich große Verdienste um die wissenschaftliche Aufarbeitung der nationalsozialistischen Diktatur. Er nahm es gelassen hin, dass sich unter seinen Tübinger Schülerinnen und Schülern so etwas wie eine «Rothfelssche Linke» herausbildete. Dieser schloss auch ich mich an, nachdem ich im September 1961 aus Protest gegen die CDU-Kampagne gegen den sozialdemokratischen Kanzlerkandidaten jenes Jahres, den unehelich geborenen ehemaligen Emigranten Willy Brandt, die Partei Adenauers verlassen hatte, in die ich Ende 1954 als Schüler eingetreten war. Als Hans Mommsen 1972 unter Historikern und Politologen Unterschriften für eine Erklärung zugunsten der Ostverträge der Regierung Brandt-Scheel sammelte, unterzeichnete auch Hans Rothfels.

Rothfels' «Arbeitsgemeinschaft» war ein Ort des lebhaften intellektuellen Austauschs. Wir diskutierten dort nicht nur über unsere jeweiligen Projekte, sondern auch über ältere und neuere Texte, die häufig für kontroversen Gesprächsstoff sorgten. Darunter war auch ein von mir vorgestelltes Werk: Helmuth Plessners «Verspätete Nation» von 1959, eine Neubearbeitung seines 1935 im niederländischen Exil veröffentlichten Buches «Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche».

1960 begann ich mit den Vorarbeiten für mein Promotionsprojekt über die preußischen Liberalen in der Zeit des Heeres- und Ver-

fassungskonflikts der Jahre 1861 bis 1866. Einen Zugang zu den im Deutschen Zentralarchiv Merseburg lagernden Nachlässen der wichtigsten Politiker der Deutschen Fortschrittspartei verwehrte mir die DDR. Unterstützt von der Studienstiftung, konnte ich aber Anfang 1961 in der Newspaper Library des Britischen Museums in London die für mein Thema zentralen Zeitungsquellen auswerten. Im Juni 1963 wurde ich in Tübingen mit der Note «magna cum laude» promoviert. Anfang 1964 erschien mein erstes Buch «Preußischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat. Studien zur Geschichte der Deutschen Fortschrittspartei 1861–1866» als Band 17 der «Tübinger Studien zur Geschichte und Politik» im Verlag J. C.B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Mit dem Abschluss der Doktorarbeit endete auch eine für die damalige Zeit bezeichnende Nebentätigkeit. Meldungen über Hakenkreuzschmierereien in einigen Klein- und Mittelstädten auf der Schwäbischen Alb und andernorts in Württemberg hatten um 1960 herum die Tübinger Zweigstelle der Arbeitsgemeinschaft «Der Bürger im Staat», der späteren Landeszentrale für politische Bildung, veranlasst, bei zwei Doktoranden von Hans Rothfels, meinem Freund Günter Plum und mir, anzufragen, ob wir bereit wären, an ausgewählten Schulen des Landes historische Aufklärungsarbeit über zwei im Geschichtsunterricht meist vernachlässigte Themenfelder, die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur, zu leisten. Wir sagten nicht nur des (bescheidenen) Honorars wegen zu, sondern auch, weil uns die pädagogische Herausforderung reizte.

Bei fast allen Auftritten mussten wir uns mittelbar mit den Elternhäusern der Schülerinnen und Schüler auseinandersetzen, und zwar in Gestalt des Wiederhalls der dort üblichen Erzählung von der «Kriegsschuldlüge» und dem «Diktat von Versailles», von sittlichem Verfall, wirtschaftlichem Niedergang, Massenelend und politischem

Chaos in der Zeit vor 1933, von der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung, der raschen Beseitigung von Parteienhader und Massenarbeitslosigkeit, von allgemeiner wirtschaftlicher Erholung und neu gewonnener Nationallehre nach der «Machtergreifung». Die politische Unterdrückung Andersdenkender, die systematische Kriegsvorbereitung, die Entrechtung und schließlich Vernichtung der Juden kamen in diesem weit verbreiteten Bild von der «Hitlerzeit» nicht oder allenfalls am Rande vor.

Den Studienjahren folgte meine Assistentenzeit. Sie begann auf eine Empfehlung meines Doktorvaters Hans Rothfels hin im November 1963 am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Mit Dietrich Gerhard, einem Schüler Friedrich Meineckes, der die Abteilung Neuzeit leitete, hatte ich mich auf ein Forschungsprojekt zur Geschichte des deutschen Beamtentums in der Wilhelminischen Ära verständigt. Gerhard weilte im Wintersemester 1963/64 an der Washington University in St. Louis Missouri, wo er seit 1936 eine Professur innehatte. Seine Assistenten hatten das mit mir vereinbarte Thema inzwischen, wohl ohne sein Wissen, abgeändert: Ich sollte mich mit dem hannoverschen Beamtentum im 18. Jahrhundert befassen. Da ich diesem Vorhaben nicht viel abgewinnen konnte und überdies den lebendigen Austausch mit der Universität vermisste, begann ich nach wenigen Wochen, mich um eine alternative Beschäftigung zu bemühen. Der Institutsdirektor Hermann Heimpel war wenig erbaut, als ich ihm Ende 1963 mitteilte, dass ich nicht über meine dreimonatige Probezeit hinaus am Max-Planck-Institut bleiben wollte.

Die zweite und letzte Station meiner Assistentenlaufbahn war seit April 1964 das Otto-Suhr-Institut (OSI) an der Freien Universität Berlin, der einstigen Deutschen Hochschule für Politik. Mein Tübinger Kommilitone Dieter Fitterling, der auch an der FU studiert

hatte, vermittelte mir den Kontakt zu Georg Kotowski. Kotowski, 1948 einer der studentischen Gründer der Freien Universität und später der letzte Assistent Friedrich Meineckes, war kurz zuvor auf eine außerordentliche Professur auf die Geschichte der politischen Theorien am OSI berufen worden, von der er 1966 auf den Lehrstuhl für die historischen Grundlagen der Politik wechselte. Ein Gutachten von Rothfels trug sicherlich viel dazu bei, dass mir Kotowski eine seiner beiden Assistentenstellen anbot. (Die andere hatte sein Doktorand Peter Lösche inne.)

Da Kotowski bis 1969 die CDU im Berliner Abgeordnetenhaus, danach bis 1972 im Bundestag vertrat und der Erfüllung seiner politischen Aufgaben viel Zeit widmete, oblag die Vorbereitung und Durchführung seiner Hauptseminare weitgehend den beiden Assistenten. Mir blieb aber neben der Lehre genügend Zeit, um mich meinem Habilitationsvorhaben, einer Studie über die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik, widmen zu können. 1966 gestattete mir die DDR einen mehrwöchigen Aufenthalt zwecks Archivstudien in den beiden Abteilungen des Deutschen Zentralarchivs in Potsdam und Merseburg, was mir die Gelegenheit gab, nachträglich auch jene Nachlässe auszuwerten, die ich gern schon für meine Dissertation eingesehen hätte.

In mein erstes Jahr an der Freien Universität fiel der 26. Deutsche Historikertag, der im Oktober 1964 in Berlin stattfand und unter dem Rahmenthema «Das Problem des Zusammenlebens von Staaten verschiedener Rechtsordnungen und Grundüberzeugungen» stand. Der Regierende Bürgermeister Willy Brandt eröffnete den Kongress mit einer unkonventionellen Rede, in der er einen Bogen schlug von seinem Lübecker Geschichtsunterricht in den 1920er Jahren bis zum Berliner Passierscheinabkommen von 1963, das zur

Ouvertüre seiner Ostpolitik werden sollte. Besondere Aufmerksamkeit fanden zwei Sektionen. In der einen ging es um die Arbeiterräte in der deutschen Revolution von 1918/19 und in diesem Zusammenhang um die bis dahin herrschende Lehrmeinung des Verbandsvorsitzenden Karl Dietrich Erdmann, es habe damals nur die Alternative zwischen bolschewistischer Revolution und der tatsächlich praktizierten Zusammenarbeit zwischen den Sozialdemokraten und den alten Eliten wie der Militärführung gegeben. Ebendiese Deutung wurde in der «Rätesektion» von jüngeren Historikern, unter ihnen Eberhard Kolb, nachdrücklich in Frage gestellt, so dass sie am Ende der Debatte zumindest als erschüttert galt.

Auf noch mehr öffentliche Aufmerksamkeit stieß die Sektion, in der der Streit um die These des Hamburger Historikers Fritz Fischer, des Autors des 1961 erschienenen Buches «Griff nach der Weltmacht», ausgetragen wurde, entgegen der vorherrschenden Meinung seien die europäischen Mächte 1914 nicht in den Ersten Weltkrieg «hineingeschlittert», vielmehr trage das Deutsche Reich durch seine Vorkriegspolitik die Hauptverantwortung für die «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts» (George F. Kennan). Aus der stundenlangen Debatte ragten der Beitrag des konservativen Fischer-Kritikers Gerhard Ritter aus Freiburg und eine Intervention von Fritz Stern von der Columbia-Universität New York heraus, die viel dazu beitrug, dass Fischer, dem Beifall des Publikums und dem überwiegenden Urteil der Presse nach zu schließen, als Sieger aus der Redeschlacht hervorging. Eingepägt hat sich mir ein Freudscher Lapsus eines der hartnäckigsten Fischer-Kontrahenten, Erwin Hölzle. Im Eifer des Gefechts verkehrte er eine goldene Regel aus dem alten Rom in ihr Gegenteil: «Si vis bellum, para pacem.»

Das Otto-Suhr-Institut war in den sechziger Jahren eine intellektuell überaus anregende Lehr- und Forschungsstätte. Ich nenne nur

zwei der bekanntesten deutschen Politikwissenschaftler, die dort wirkten: die Remigranten Ernst Fraenkel und Richard («Rix») Löwenthal. Beide hatten großen Einfluss auf meine weitere wissenschaftliche und politische Entwicklung. Einer der etwas älteren Assistenten war Arnulf Baring, der auch journalistisch tätig war und durch den ich in Verbindung mit prominenten Journalisten wie Carola Stern, Peter Merseburger, Peter Bender, Hermann Rudolph und Winfried Scharlau kam. Baring verdankte ich auch die Bekanntschaft mit Guido Goldman, einem Mitarbeiter Henry Kissingers an der Harvard-Universität, der mich einlud, mich um eine der ersten German Kennedy Memorial Fellowships zu bewerben.

Da die Bewerbung erfolgreich war, ging ich Anfang Dezember 1967 an die Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, wo ich bis Juli 1968 blieb. Ich verdanke dieser Zeit die Begegnung mit vielen amerikanischen Gelehrten, darunter in Harvard selbst den Emigranten Stanley Hoffmann, Karl W. Deutsch und nicht zuletzt dem (zu Recht) umstrittenen Henry Kissinger, der damals Direktor des Center for International Affairs und des Harvard International Seminar war. Unvergesslich waren die vielen kontroversen politischen Debatten, vor allem über den Vietnamkrieg, und die Seminare mit europäischen Gästen, darunter auch Richard Löwenthal und Ralf Dahrendorf.

Im Sommer 1968 übernahm ich auf Bitten von Guido Goldman die Aufgabe, Kissingers Essay über den «weißen Revolutionär» Otto von Bismarck wissenschaftlich zu überarbeiten, den dieser in der Zeitschrift «Daedalus» veröffentlichen wollte. Konkret ging es darum, die wörtlichen Zitate zu verifizieren, die der Autor großteils der populärwissenschaftlichen Bismarck-Biographie von Emil Ludwig entnommen hatte. Dank vor allem der Friedrichsruher Ausgabe von Bismarcks Werken in der Widener Library wurde ich in meisten

Fällen fündig. Das Honorar bestand in 50 Dollar und der Einladung zu einem Lunch im Harvard Faculty Club. Unser zentrales Gesprächsthema waren die ostpolitischen Ziele des damaligen bundesdeutschen Außenministers Willy Brandt, denen Kissinger misstraute. Meine Gegenargumente hörte er sich geduldig an, überzeugen konnte ich ihn aber nicht. Auf einen weiteren Höhepunkt meines ersten Aufenthalts in den USA, eine Rundreise per Bus während der «Primaries» des Wahljahres 1968, gehe ich im dritten Kapitel dieses Buches ein.

Nach meiner Rückkehr nach Berlin erfuhr ich, dass ich als Vertreter der «Reformergruppe» unter den Assistenten in die drittelparitätisch besetzte Institutsleitung gewählt worden war. «Drittelparitätisch» hieß: In allen Gremien waren die Professoren gleich stark vertreten wie die Studierenden und der (wissenschaftliche und technische) «Mittelbau». Zusammen mit meinem Freund Peter Lösche, der zum Leiter des Institutsrats gewählt worden war, versuchte ich, den vom Sozialistischen Deutschen Studentenbund, dem SDS, geführten radikalen Flügel der Studenten- und Assistentenbewegung Paroli zu bieten, womit wir aber nur punktuell und vorübergehend Erfolg hatten.

Wie zuvor angekündigt, schied ich nach dem Wintersemester 1968/69 aus der Institutsleitung aus, um mich ganz dem Abschluss meines Habilitationsprojekts zu widmen. Im Juni 1970 erhielt ich nach bestandenem Colloquium als letzter Habilitand der alten, vor ihrer Auflösung in Fachbereiche stehenden Philosophischen Fakultät der Freien Universität die *Venia legendi* für die Fächer Wissenschaft von der Politik und Neuere Geschichte. Drei Wochen später wurde ich zum Wissenschaftlichen Rat und Professor ernannt. Im darauf folgenden Wintersemester ging ich erneut als German Kennedy Memorial Fellow nach Harvard, wo ich Material für ein ergän-

zendes vergleichendes Kapitel meiner Habilitationsschrift sammeln konnte, in dem es um europäische und amerikanische Mittelstandsbewegungen in der Zwischenkriegszeit geht.

Die Auseinandersetzungen mit den Auswirkungen des Jahres 1968 auf die deutschen Universitäten waren um 1970/71 noch längst nicht abgeschlossen. Am Otto-Suhr-Institut war inzwischen ein Konflikt um die Zwischenprüfung entbrannt. Den radikalen Kräften im Institut war es gelungen, den Prüfungscharakter des Zwischenexamens zu beseitigen: An die Stelle der Obligatorischen Studienprüfung trat eine Obligatorische Studienberatung.

Als erster Professor verweigerte Arnulf Baring die Mitwirkung an diesem zur Farce gewordenen Ritual, als zweiter trat ich nach meiner Rückkehr aus Harvard in den «Prüfungstreik». Obwohl die Institutsleitung uns mit Disziplinarverfahren drohte, schlossen sich die meisten Reformer, aber auch einige der eher konservativen Kollegen wie Jürgen Domes diesem Schritt wenig später an. Mit Domes, einem führenden Mitglied der Notgemeinschaft für eine freie Universität und des Bundes Freiheit der Wissenschaft, arbeitete ich in der Folgezeit eng und vertrauensvoll zusammen; den genannten beiden Vereinigungen trat ich aber nicht bei, weil ich sie als zu konservativ empfand.

Da mein Versuch, den Senator für Wissenschaft und Kunst, Werner Stein, in einem langen Schriftsatz von der Notwendigkeit des Eingreifens zu überzeugen, ohne Erfolg blieb, entschloss ich mich, ermutigt durch intensive Gespräche mit Ernst Fraenkel, an die Öffentlichkeit zu gehen. Am 13. August 1971, dem zehnten Jahrestag des Mauerbaus, erschien in der *Süddeutschen Zeitung* mein in dem Aufsatzband «Deutungskämpfe» wieder abgedruckter Artikel «Requiem für eine Reform». Er wirbelte einigen Staub auf. Senator Stein lud mich zu einem ausführlichen Gespräch ein. In der *FAZ* unterstützte

Kurt Reumann die Berliner Reformer. «Rix» Löwenthal stand uns mit Rat und Tat beiseite. Die sozialdemokratische *Berliner Stimme*, der *Vorwärts* und das Boulevardblatt *Der Abend* öffneten mir ihre Spalten (die *Berliner Stimme* auch für eine Kritik an Thesen des trotzkistischen Cheftheoretikers Ernest Mandel, der damals an die FU berufen werden sollte). Der Kulturausschuss des Abgeordnetenhauses veranstaltete ein Hearing mit den Kritikern der missglückten Hochschulreform. Gedrängt vor allem von dem späteren Schul- und Wissenschaftssenator Gerd Löffler, machten sich die tonangebenden gemäßigten Teile der Berliner SPD an eine schrittweise «Reform der Reform». Dass ich seit 1962 Mitglied der SPD war, erleichterte es mir, die Entwicklung in diesem Sinn zu beeinflussen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de